

## Kultur

## Therapeuticum gegen den Winter-Blues

Der Burgdorfer Arzt Paul Wittwer führt in seinem neuen Krimi «Widerwasser» ein gefährliches Spiel mit Identitäten vor.



Bern ist keine Insel: Paul Wittwer lässt die Camorra gut getarnt mitten im City West agieren. Foto: Nydegger Verlag

**Beatrice Eichmann-Leutenegger**

Achtung: Dieser Kriminalroman enthält Suchtpotenzial und kann den Leser Zeit und Raum vergessen lassen. Vergeblich wird man nach ihm rufen, ihn auf unerledigte Arbeiten hinweisen. Solange er in Paul Wittwers Kriminalroman «Widerwasser» abgetaucht ist, bleibt er für die Umwelt verloren. Zwar gestaltet sich der Einstieg nicht gerade einfach, denn der Autor zieht uns mit

ten in den Strudel der Ereignisse, ohne lange zu erklären, welchem Lager wir die Personen zuzuordnen haben, die uns auf den ersten Seiten begegnen. Aber es gilt, Geduld zu wahren und unbeirrt weiter zu lesen. Irgendwann, so redet man sich zu, wird man klarer sehen. Und siehe da: Spätestens nach fünfzig, sechzig Seiten gerät man in den Sog des Textes und lässt sich fortziehen.

Natürlich wollen wir an dieser Stelle keineswegs die Geschichte verraten. Nur dies: Paul Wittwer lässt die Camorra mitten in der Stadt Bern agieren. Ihr Hauptquartier, gut getarnt als medizinisches Behandlungszentrum, liegt im City-West - der Boss aber, Vincenzo Lo Russo, residiert in Neapel und lässt die «Drecksarbeit» von seinen Gefolgsleuten verrichten. Innerhalb des Romans tritt er denn auch nur an wenigen

Stellen ins Rampenlicht. Im Zentrum steht dagegen Mauro Matter, ein dreissig-jähriger Arzt, der in beruflicher und privater Hinsicht vom Pech verfolgt worden ist und sein Leben wegwerfen möchte. Er landet schliesslich in der Pennerzone. Eines Nachts glaubt Mauro Matter, eine neue Lebenschance gefunden zu haben, als er seine Identität mit jenem toten Mann wechselt, der ihm buchstäblich vor die Füsse gefallen ist.

**Erzählstränge finden zusammen**

Doch damit handelt sich Matter eine Unmenge von Schwierigkeiten ein, denn Alexander Goldmann - so der Name des Toten - steckte in den Fängen von Lo Russos Helfershelfern, da er als Träger wichtiger Geheimnisse galt. An dieser Stelle setzt Paul Wittwer sein virtuosos Spiel der Identitäten in Gang und illustriert am Beispiel Mauro Matters eindringlich die Befindlichkeit eines Mannes, der unversehens mit zwei Identitäten ausgestattet ist, der realen und der angenommenen.

Die Problematik spitzt sich noch zu, als die Herkunft Mauro Matters plötzlich ins Dunkel abzusacken droht, weil sein Vater möglicherweise gar nicht sein Erzeuger gewesen ist. «Wer, zum Teufel, bin ich?», ruft er einmal völlig ausser sich. Gegen Ende des Romans hin wird es ihm vorkommen, «als sei ich sozusagen ins Widerwasser geraten und von mir weggetrieben worden. Ich hatte Gelegenheit, mein Leben zu betrachten, das ich wegwerfen wollte. Ich habe genug gesehen. Mich ziehts in den Fluss zurück.» In dieser Erkenntnis gründet letztlich der glückliche Ausgang einer fatalen Geschichte. Dieses Fazit verleiht dem Roman aber auch seine tiefere Wirkung.

Was aber hat uns lesend derart in den Bann gezogen? Die Frage stellt sich, nachdem man sich wieder ausgenüchert seinen Tagesgeschäften zuwendet. Ohne Zweifel steht fest: Der

Fortgang der Handlung bietet immer wieder überraschende neue Spannungsmomente, sodass man von der Lektüre einfach nicht lassen mag. Die wichtigen Personen tragen unverkennbare Züge, allen voran Fahnder Limacher, ein Geistesverwandter von Hansjörg Schneiders Kriminalkommissar Hunkeler.

Pointiert fallen die Dialoge aus, der Text überzeugt durch Sprach- und Sachverstand, und natürlich entfaltet der Schauplatz Bern mit dem Matten-

«Wer zum Teufel bin ich?», ruft die Hauptfigur Mauro Matter einmal völlig ausser sich.»

und Nydeggerquartier, den Lauben, dem Hotel Bern oder dem Inselfspital für Kenner seinen Reiz. Man kann einwenden, dass der Plot mit Motiven und Episoden überfrachtet sei, aber o Wunder: Am Ende leuchtet sich die vielfach verzweigte Geschichte, und die Stränge finden zusammen.

Es kann indessen durchaus sein, dass man den Roman gleich ein zweites Mal liest, um nun den Schlichen der Story noch besser auf die Spur zu kommen. Der November, der auch im Roman eine Rolle spielt, bietet sich als ideale Lesezeit geradezu an. Zudem wirkt die Lektüre als Therapeuticum gegen den Winter-Blues - Nebenwirkungen nicht ausgeschlossen.

Paul Wittwer: *Widerwasser. Kriminalroman.* Nydegger-Verlag, Bern 2011. 400 Seiten, 39.- Fr.

## Kurz &amp; kritisch

## DVD

**Die unverschämten simplen Filme des Rudolf Thome**

Rudolf Thomes vorletzter Spielfilm «Pink» (2009) handelt von drei Männern, die eine Frau wollen und einer Frau, die sich nicht entscheiden kann. Die Frau, gespielt von Hannah Herzprung, heisst Pink und ist eine schlechte Dichterin: Ihr Lyrikband trägt den Titel «Kopfsprung ins Leben». Zwecks Entscheidungshilfe rechnet Pink nach und beurteilt die Männer mittels Kategorien: Aussehen, Hobbys, Geld. Zweimal heiratet sie, zweimal greift sie daneben. Als sie sich schliesslich für den richtigen Verehrer entschieden hat, liegt Pink in der Hängematte und lächelt.

Der 1939 geborene Autorenfilmer und ehemalige Kritiker Rudolf Thome bewegt sich in einer exklusiven Nische von Seligkeit und Gefühl. Die unnach-

ahmliche, aus mehr als zwei Dutzend Spielfilmen bestehende Thome-Welt steht im Schatten von Fassbinder und Wenders und bleibt auch vom Schweizer Kinoprogramm einigermaßen unbemerkt. Nun sind einige seiner Filme auf DVD erschienen, von der Komödie «Berlin Chamissoplatz» (1980), in der sich eine Hausbesitzerin in einen Architekten verliebt, bis zum Drama «Das Sichtbare und das Unsichtbare» (2007), in dem Hannelore Elsner Pferdebilder malt, die fast so grauhaft sind wie Pinks Gedichte.

Thome erzählt von der Liebe, erschafft aber keine naiven Glückstopien. Er setzt die Romantik in die Gegenwart, wo sie allerlei Hindernissen ausgesetzt ist: Das Glück von Pink dauert nicht, sie scheitert oft, nur die Möglichkeiten sind beständig. Thomes Filmfiguren sind Traumtänzer, sozusagen bewegliche romantische Möglichkeiten,

unfertig und etwas schlicht. Sie können nicht allein bleiben, obwohl die Liebe ein kompliziertes Problem ist, das man auch mal durchrechnen muss. Aber manchmal scheint die Sonne, und alles ist gut. Dann kann man nur so tun, als sei es egal, wie es weitergeht. Bei Thome gibt es viele solcher vollkommener Glücksmomente, die vielleicht ironisch sind, aber nie böse. Dabei provozieren seine Filme, weil sie die Wirklichkeit als Märchen denken. Oft sind die Helden Künstler: Im wunderbaren Drama «Du hast gesagt, dass du mich liebst» (2006) spielt Hannelore Elsner die Fotografin Johanna, die einen erfolglosen Schriftsteller heiratet, der per Kontaktanzeige eine «Heilige und Hure» gesucht hat. Zwei hoffnungslose Fälle, in denen das Prinzip Künstler und das Prinzip Romantiker zusammenfallen: Jederzeit könnte der Blitz einschlagen, jederzeit könnten sie sich auf der Stelle verlieben oder entdeckt werden - nichts ist so hartnäckig wie die Hoffnungslosigkeit.

Wie Rudolf Thome seine Johanna beobachtet, deren innere Monologe wir aus dem Off hören, ist von grosser Ruhe und Eleganz. Am Schluss fährt sie mit ihrem Schriftsteller in den Sonnenuntergang, denn Rudolf Thomes Filme handeln von einem erfüllten Leben, das manchmal kitschiger ist als Kino. Pascal Blum

Ausgewählte Filme von Rudolf Thome sind bei Arthaus erschienen, ca. 16 Fr. «Pink» liegt bei Eurovideo vor, ca. 21 Fr.

## Theater

**Zwei Schweizer packen in Berlin das grosse Besteck aus**

Berlin, Hebbel am Ufer - Das Theater Hebbel am Ufer wird in Berlin schlagkräftig mit HAU abgekürzt. Es besteht aus drei verschiedenen Häusern und ist seit letztem Donnerstag fest in migrantischer Hand. Gleich zwei Schweizer Theatermacher lassen hier die Muskeln spielen. Die Kraft des gebürtigen Baslers Boris Nikitin ist eher dem Thema geschuldet als der Form: Sein Abend will sich gleich mit dem «Grundgesetz» beschäftigen, wie die

Verfassung in Deutschland heisst. Der Zürcher Bühnenbildner Dominic Huber mag derweil das Gewicht der Dinge: Er kartet ein paar gefühlte Sattelschlepper in das HAU 1 und baut ein labyrinthisches «Hotel Savoy» in das Jugendstiltheater. Verlaufen und verlieren kann man sich jedoch in beiden Arbeiten dieser Schweizer Kunstmigranten.

Die Schauspielerin Eva Löbau beginnt mit der Präambel des Grundgesetzes und zählt ein Bundesland nach dem anderen auf, bevor sie die Einleitung beendet mit: «Damit gilt dieses Grundgesetz für das gesamte deutsche Volk.» Leider interessiert sich der Abend im Folgenden nicht für diese historische Pointe. Denn das Grundgesetz ist ein Projekt der BRD und wurde 1949 bewusst nicht Verfassung genannt, um die Vorläufigkeit des geteilten Deutschlands zu betonen. Im Zuge der Wiedervereinigung gab es eine Diskussion darüber, ob man einfach das Gesetz des Westens für den Osten übernimmt oder ob man mit einem endlich auch «Verfassung» genannten Text einen Neustart für das vereinigte Deutschland markiert. Dieser Konflikt ist auch zwanzig Jahre danach noch spürbar. Nicht bei Boris Nikitin.

Der Basler Regisseur zeigt eine Abfolge von vier Soli, die sich vom Thema immer weiter entfernen. Der 79-jährige Oberstaatsanwalt a. D. Dietrich Kuhlbrodt erzählt zuerst von 1949, als er als 16-jähriger Ex-Hitlerjunge wenig vom neuen Gesetz und von den Besatzern hielt, wie er später als Staatsanwalt die Verbrechen von Soldaten untersuchte und das Grundgesetz allmählich als radikalen Text zu verstehen gelernt hat. Wozu die Freiheit des Einzelnen noch so führt, zeigt im Anschluss ein junger Mann auf der Suche nach sich selbst und seiner Rolle. Am Ende ging es dann noch irgendwie um den Tod und um dessen Selbstbestimmung. Wer so frontal performt, sagt vor allem Texte auf. 3 zu 1 für den Gesetzestext, aber auch für Eva Löbau. Mit wenig gestischem Aufwand und einer klaren Sprache spricht sie hauptsächlich die Grundrechte. Mein Gott, man hätte doch Jura studieren sollen.

Bei Dominic Huber geht es vor allem um das Schauen. Das «Hotel Savoy» nach dem Roman von Joseph Roth ist ein geheimnisvoller Lauf durch fremde Räume, wo chinesisch gesprochen wird, australisch gesungen oder eine ungefähr Zwölfjährige die Besucher durch die ersten Zimmer lotst. Der Verweis auf Roth ist präventiv, und wer schon auf einer Geisterbahn oder auch nur in einem Theaterlabyrinth war, dessen Identität wird dadurch nicht weiter angegriffen. Im Gegenteil, das Hotel hat eher Wohlfühl-Qualitäten. Man spielt ein bisschen mit, singt, sitzt, isst, schaut und hört in kleinen Grüppchen. Und wer mutig zur Minibar schreitet, der erhält auch genug zu trinken. Kein Wunder, fährt die Berliner Jugend darauf ab (das Hotel ist bereits restlos ausgebucht).

Tobi Müller

[www.hebbel-am-ufer.de](http://www.hebbel-am-ufer.de)



Die Wirklichkeit, als Märchen gedacht: Hannah Herzprung im Film «Pink». Foto: zvg



Theaterlabyrinth: «Hotel Savoy». Foto: zvg